Bücherschau.

I. Neue deutschböhmische Lyrik.

Von **Prof. Otto Heller, Ph. D.,** Washington Uni., St. Louis.

Eifer.

Dies Geschlecht von heut' ist seltsam:
Kaum, dass einer auf die Welt kam,
Hat er sich schon vorgenommen,
Auf die Nachwelt auch zu kommen.

Emil Spiegel, im „Prager Almanach" 1908.

Wenige Erscheinungen des zeitgenössischen Deutschtums dürften auf den unbefangenen Beobachter so anregend und erhebend wirken wie das intensive deutsche Kunst- und Geistesleben im „goldenen slavischen Prag." Allerdings, kommt der amerikanische Besucher aus einer jener Grossstädte her, deren Bevölkerung ungefähr das nämliche ziffernmässige Verhältnis zwischen Deutschen und Nichtdeutschen aufweist wie in der Stadt des heil. Wenzeslaus, so mischt sich in seine Freude und Bewunderung leicht ein trauriges Gefühl des Neides und der Beschämung. Sollte dieser ebenso wenig neue wie erfreuliche Gedanke aus Gefälligkeit gegen jene Mächte unterdrückt werden, die an dem stetigen Niedergang unserer deutschamerikanischen Kultur die Hauptschuld tragen? Oder etwa aus Rücksicht für die sehr anerkennenswerten zentralen Organe, die im Laufe der letztvergangenen Jahre dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten erstanden sind? Ich huldige im Gegenteil der nicht ganz ungefährlichen Meinung, dass es Pflicht sei, darauf hinzuweisen, wie verzweifelt wenig gerade heutigentags wir Deutschamerikaner aus uns selbst heraus für die Wahrung und Erhöhung unserer geistigen Potenz leisten.

* * *

Der mir vorliegende kleine Sammelband „Prager Almanach auf das Jahr 1908. Im Auftrage des „Deutschen literarisch-künstlerischen Vereins in Prag herausgegeben von Emil Ronald Schramek" enthält auf 69 Seiten Beiträge von nicht weniger als 42 lebenden deutschböhmischen Dichtern, darunter sechs Frauen. Kein Zweifel also, das Dichtergeschlecht deutscher Zunge ist auf diesem Boden heftigster nationaler Kämpfe noch weit vom Untergang entfernt. In qualitativer Beziehung erleidet die Sammlung, wie jedes derartige Unternehmen, eine doppelte Einbusse. Erstlich ist manches schlechtweg Entbehrliche infolge imponderabler Einflüsse mit eingedrungen; das ist nun einmal unvermeidlich und wäre es selbst dann, wenn die Geschmacksverschiedenheit in lyricis nicht so gross wäre wie kaum auf irgend einem anderen Kunstgebiet. Mehr als durch diesen Umstand wird der repräsentative Charakter und Wert der Anthologie durch eine arge Lücke beeinträchtigt: es fehlen in dem bunten Reigen gerade die beiden Poeten, deren Ruhm am weitesten über die schwarzgelben Grenzpfähle hinausgedrungen und denen, wenn solche Voraussagungen erlaubt sind, ihr Platz in der deutschen Literaturgeschichte gesichert ist. Gemeint sind natürlich Hugo Salus und Rainer Maria Rilke. Immerhin ermöglicht das kleine Buch eine Orientierung über Wesen und Manieren, Ziele und Kräfte der deutschböhmischen Dichter von gestern und heute. Man darf sogar annehmen, dass der Genius loci eben infolge der Abwesenheit jener beiden hervorragendsten Lyriker deutlicher zum Worte kommt.

Nun soll zwar von vornherein die Vermutung niedergeschlagen werden, als sei dieser Almanach wie so manch andere seinesgleichen das Manifest einer besonderen Dichterschule; gleichwohl wird man mit vollem Recht in erster Reihe nach dem Gesamteindruck des Dargebotenen, der note commune der hier vereinten Sängerschar fragen. In der Tat muss es ja eine geben, und gerade unsere sich immer mehr befestigende Überzeugung von dem engen Zusammenhang zwischen Kunst und landschaftlichem Volkstum bestätigt auch den praktischen Wert von derlei Sammlungen, indem sie sie als geradezu unentbehrliche Hilfsmittel für das wissenschaftliche Studium beansprucht. Ganz fehlgehen hiesse es, auch diesmal wieder die Prager Dichtung, wie schon oft geschehen, kurzer Hand als einen Ableger der

Wiener aufzufassen. Dennoch wird man hierzu leicht verführt, weil eben das Ephemere in der Kunst zugleich das Augenfälligste ist. Sagen wir also ohne Umschweife, der hervorstechendste Zug in der Physiognomie der Prager Lyrik ist ihr Modernismus. Aber sofort ist der Umfang dieses abgeblassten und banal gewordenen Begriffes gehörig einzuschränken. Es handelt sich nämlich nicht um jenen Modernismus äusserst realistischer Observanz, der bei uns in Amerika jetzt so zag hervorzutreten beginnt. (Man kann ja im allgemeinen sagen: erst wenn eine geistige oder ästhetische Neuheit in Mitteleuropa überwunden und abgetan ist, wird sie in Amerika eingeführt.) Sondern, um für das Ding ein gewagtes Wort zu prägen, es handelt sich um den Modernissismus mit seiner romantischen Betonung musikalischer, aber eigenwillig musikalischer Werte und dem starken Einschlag einer aus Religion und Erotik zu ziemlich gleichen Teilen künstlich zusammengesetzten Mystik. Selbstverständlich haben sich die Allerjüngsten der Mode am eifrigsten bemächtigt und unterworfen. Es liesse sich aber auch innerhalb dieser Sammlung eine Sonderausstellung der „Zurückgebliebenen" veranstalten, meist älterer Poeten jener Kategorie, die in unserem Turn- und Sängervereinsleben ein an lokalem Ruhm so einträgliches Dasein führt. Geben wir nach dem Grundsatz "Age before beauty" diesen Herrschaften den Vortritt. Da ist vor allen Herr Eduard Miksch. Unter der Spitzmarke „Ruhm und Kritik" entschleiert er sich als der in weitesten Kreisen verkannte echte Dichter. Wie schade, dass er sein Versprechen bricht und seinen heiligsten Grundsatz Lügen straft:

Ich schreibe nicht für eine bunte Menge,
Die nach dem Neuen lüstern hascht und gafft.
Ich dichte nur für mich die Liebessänge
Und schöpfe draus mir immer neue Kraft.

Der Grund, weshalb Herr Miksch dem Publikum seine Schöpfungen vorenthält, nämlich:

und wovor mir bangt,
Ist, hat man einmal etwas nur gegeben,
Es wird dann immer mehr und mehr verlangt

will uns nach der gelieferten Probe gar nicht einleuchten. Allein wir ehren des Dichters Willen und lassen ihn unbelästigt in seinem Schmollwinkel:

Drum denk' ich mir, wozu der viele Ärger?
Ich bleib' allein und werde nicht berühmt;
Deshalb wird meine Schaffenskraft nicht kärger,
Und nach dem Tode lobt man mich bestimmt (spr. bestühmt).

Keine Skeptik soll dem Dichter diesen schönen Trost benehmen. — Dann ist da ein Othmar Kleinschmied aus Olmütz. Wer sich aus seiner Kinderzeit des hochmoralischen Gedichtchens

Es lag ein Mann auf reichem Pfühl,
Doch schlug das Herz ihm bang und schwül

auch nur dämmerhaft erinnert, dem wird durch Kleinschmieds „Zwei Hämmer" unfehlbar die Erinnerung daran wieder lebhaft aufgefrischt werden. Zu den werweisswie in den Almanach Aufgenommenen zählt gleichfalls Antonie di Giorgi („Vierzig Jahre"), eine Geistesbase der Johanna Ambrosius. In technischer Beziehung gehört auch Karl Bayer hierher mit der schlaffen Moralkoda seiner altväterisch tugendsamen Poesey.

Aber selbst wenn diese Unbemittelteren am Geiste der Kunst zum Vorteil des Gesamtbildes ausgeschaltet würden, so prägt sich dennoch zu unserer Verwunderung gerade in ihnen einer der auffälligsten Züge der heutigen deutschböhmischen Lyrik, ja gerade derjenige Zug aus, der sie spezifisch kennzeichnet; und das ist ihre verstandesmässige, zum Teil ausgesprochen lehrhafte Beschaffenheit. Der Inhalt des Almanachs gehört zu mindestens zwei Dritteln in den Bereich der Gedankendichtung. Dagegen wäre am Ende nichts einzuwenden, wenn der Geist, der durch diese Poesien strömt, auch stets von der Höhe wehte und uns durch die Vermittelung echter Empfindung zugetragen würde. Leider treffen wir in unserem Buche solche lyrische Beseelung der Reflexion nur in wenigen Fällen an, u. a bei Leo Heller und Erich Kahler. Zu den lobenswertesten Leistungen des Genres zählt, nebenbei bemerkt, die aphoristisch zugeschliffene Erzählung „des Sultans Dank" von Emil Faktor. Die Jugendlichkeit der meisten unter diesen Dichtern gereicht naturgemäss ihrer Philosophie durchaus nicht zum Vorteil.

Was nun eben die Weltanschauung anbelangt, so ist ihr Grundzug unverkennbar ein pessimistischer, obzwar der verzehrende Weltschmerz in manchen Fällen, beispielsweise bei dem talentvollen, aber noch ser unreifen Max Brod, grossenteils anempfunden sein dürfte. Trotz ihres reflektiven Charakters, von

dem oben die Rede war, gehen anscheinend die jungen Dichter nicht auf das Grosse oder Tiefe aus, auch nicht auf das Neue, sondern ergehen sich meistenteils in ziemlich banalen Betrachtungen und Vergleichen. Bezeichnender Weise richtet unter all diesen Modernen ein einziger einmal — Jakob Fürth in dem Prosastück „Generalstreik" — den poetischen Gedankengang auf eine lebendige soziale Erscheinung unserer Zeit.

Welche Rolle die Mystik in der Weltauffassung dieser Dichter spielt, — sie spielt bei ihnen wirklich nur eine Rolle — ist an einer früheren Stelle schon angedeutet; daselbst wurde auch auf die Verquickung von Religion und Erotik hingewiesen. Man kann auch als Mystiker einer optimistischen, lebenbejahenden Weltauffassung huldigen. Die späteren Schriften Maeterlincks liefern hierfür einen Beweis. Die Mystik der Deutschböhmen indessen ist von einer pessimistischen Stimmung durchtränkt.

Als Schulbeispiel für das unerfreuliche Resultat der erwähnten Kreuzung und Mischung betrachte ich Friedrich Werner von Oestéren. Gewiss besitzt Oestéren sehr anerkennenswerte Qualitäten. Gedichte wie „Todesgang" teilen dem Leser ihr banges, düster schattenhaftes Empfinden unwiderstehlich mit. Allein die meisten Werke v. Oestérens sind durchaus nicht „mit einem Weib voll Schönheitssehnen von einem Liebestraum erzeugt", wie dem „Träumerkind" von dem Dichter nachgesagt ist, sondern verdanken vielmehr ihren Ursprung der berechnenden Koketterie, die ihn um jeden Preis sich „abseits" stellen heisst. Eine Sucht, die unter Umständen zu den krassesten Abgeschmacktheiten treibt. Dies zeigt sich in dem versifizierten Kapitelchen aus der Sexualhygiene, welches Oestéren in dem drei Seiten langen Gedicht „der Mönch" behandelt. — In einer womöglich noch dichteren mystischen Unklarheit schwelgt Paul Leppin. Poeme wie „Erwartung" oder „ein Lied aus einem jungen Jahr" rufen einem den Rat des alten Mirza-Schaffy in die Erinnerung zurück, man solle das Liederbuch schnell aus der Hand legen, wenn man seinen Sinn nicht begreift; denn

Vieles gemeinem Verstand Unverständliche
Hat seine Quelle im Unverstand.

Leppin ist in höherem Grade als Oestéren und die übrigen ein Symboliker. Auch darf man ihm das Zeugnis ausstellen, dass er die Kunst des bildlichen Ausdrucks in bemerkenswertem Masse besitzt. Und doch sind seine Bilder verschwommen. Vielleicht ist hieran der in raschem Tempo überquellende Fluss der noch uneingedämmten poetischen Kraft schuld, möglicherweise gegenteils die zu getreue Beobachtung der impressionistischen Kunstlehre. Dem mag sein wie es wolle, der Leser wird sich ein für allemal sein angeborenes und unveräusserliches Recht, sich „etwas dabei zu denken", nicht schnöde verkürzen lassen.

Seit mich mit seinen Küssen
Dein Mund zur Qual verdammt,
Da werd' ich wandern müssen,
Bis über goldenen Dächern
Der Glanz von den singenden Bechern
Unserer Liebe flammt.

Ich gebe gern zu, das ist sehr wohllautend. Und man würde ja ein solches Gedicht ruhig gelten lassen können, wenn der Dichter es eigens in der Absicht geschrieben hätte, in einem Moment geteilter Aufmerksamkeit Gehör zu finden!

Abscheuliche Geschmacksverirrungen begegnen Leppin so gut wie seinen meisten Kollegen vom mystisch-symbolischen Verein.

Dann trink' ich bei jubelnden Messen
Dein schmerzgeweihtes Blut!

Solche Verse gehören auf den Index Expurgatorius des literarischen Anstandes. In einem hübschen Sonett fertigt Friedrich Adler das pontifikale Gebahren der Dichter vom Schlage Leppins und Oestérens ab.

Das Tal des Tiefsinns.

Verneige dich! Die Tiefen wohnen hier
Im Priesterkleid, umwallt von edlem Grauen —
Gemeinem Auge, das verlangt zu schauen,
Birgt sich das Antlitz schweigend im Visier.

Nicht Baum, nicht Blume, weder Mensch noch Tier
Galt je zurecht auf diesen ernsten Auen —
Was lebt, ist nur Symbol, verschwimmend blauen
Nur Stimmungen im heiligen Revier.

Hier ist ein jeder Weg und Steg verloren,
Siehst Du auch nichts, der Ausblick ist unendlich,
Und alle, alle sind sie auserkoren.

Ist das dir nicht genug? O schändlich, schändlich!

Dann, lieber Freund, bist du als Knecht geboren,
Dann gehe hin und — sprich und schreib verständlich!

Zu den erfreulichsten Produkten der symbolistischen, beziehungsweise impressionistischen Richtung gehören dagegen zwei Prosastücke, Ossip Schubins anmutiges Märchen „Die Hoffnung" und „Zwei Majestäten" von Gustav Kander.

Die obigen Ausführungen haben vielleicht mit genügender Deutlichkeit gezeigt, dass im „Prager Almanach" mehrere „Schulen" und ebenfalls mehrere persönliche dichterische Tendenzen zum Worte kommen. Gross sind die Verschiedenheiten des künstlerischen Wollens, nicht minder die des individuellen Könnens. Allen diesen Dichtern gemeinsam aber ist die temperamentelle Grundstimmung. Man kann sie schlechthin als weich bezeichnen, doch ist sie von jener modulationsfähigen Weichheit, die für die Lyrik in einem engeren Sinne am besten taugt, — als die der Musik nächstverwandte Kunst. Ein Gedicht von Viktor Joss bringt diese von Melancholie nicht freie Stimmung sehr schön zur Geltung.

Chopin.

Ein Myrtenhain. —
Getaucht ins milde Licht der Mondnachtblässe
Liegt rings die Welt.
Ein tiefes Schweigen herrscht, kein Odem weht,
Nur Blütendüfte schwirren durch die Luft,
Berückend süss,
Und Sehnsucht, Sehnsucht überall.

Da, horch, es spinnt ein Ton sich durch die Stille,
Ganz leise erst und klagend, wehmutsvoll —
Der Ton schwillt an, ihm folgen andere Töne,
Und Melodien ziehen durch die Weiten,
Voll Inbrunst und voll Liebesseligkeit,
Voll Schmerzensbangigkeit und Schwermuttiefe:
Das ist Chopin! — — — — —

Die Töne klingen leiser und verklingen,
Nur sanfte Wellen gleiten noch vorüber,
Dann wird es still.
Verwaist, verödet steht der Myrtenhain,
Das Mondlicht zittert ängstlich auf den Blüten,
Und Sehnen, banges, ungestilltes Sehnen
Ringsum.

Die natürliche Härte und Herbigkeit der Ballade ist dieser charakteristischen, von romantischer Sehnsucht erfüllten Gemütsanlage unerreichbar, wie denn tatsächlich diese Art hier beinahe gänzlich vernachläsigt wird. „Die Irrlichter" von F. Settler bildet schwerlich eine Ausnahme. — Auch der Humor wird selbstverständlich durch die allgemeine Seelenverfassung bedingt. Die Prager haben Geist, Witz, eine Menge guter Einfälle. Wenn indessen aus ihrer Mitte einmal eine Stimme voll flotter Burschikosität ertönt, wie beispielsweise in Egon Erwin Kisch' „Lotterleben", so suchen wir dahinter unwillkürlich das bestimmte literarische Vorbild, nicht das menschliche Erlebnis. Ursprünglichkeit und Frische gehören nicht zu der natürlichen Ausstattung der deutschböhmischen Dichtergemeinde. Das Volkstümliche scheint deshalb auf die Prager selbst in den Tagen der „Heimatkunst" keinen besonderen Reiz auszuüben. Sehr selten wird von ihnen der Ton des Volksliedes gesucht, — in unserer Sammlung eigentlich nur von Ernst Staus („Hochzeit", „Königsreiter") — noch seltener getroffen. Die Prager sind nicht bei ihrem Volke, sondern bei den Neuen (Liliencron, Dehmel, Holz u. a.) in die Schule gegangen. Fürwahr auch keine schlechte Schule! Auf den Herausgeber des Almanachs, Emil R. Schramek, hat namentlich Hauptmann eingewirkt. „Frühlingslieder" verfällt in eine unterbewusste Paraphrasierung des bekannten Liedes Rautendeleins. Der von ihnen selbst anerkannte Einfluss Hauptmanns auf die neueren deutschen Lyriker bestätigt gewiss die in meinen „Studies in Modern German Literature" dargelegte Auffassung Hauptmanns als eines von Hause aus lyrischen Dichters, gegenüber seiner üblichen Bewertung als — Epiker. Die Unverwüstlichkeit Heinrich Heines endlich kommt auch in diesem Dichterbuch von neuem an den Tag. Er hat am stärksten auf Hubert Hronek gewirkt und — abgefärbt.

Unser Urteil über die deutschböhmischen Sänger mag wenig bestechend lauten. Doch konnte es nicht enthusiastischer ausfallen, weil wir vor der Gesamtleistung jene Achtung gewannen, welche uns zwingt, den Massstab ernster Kunst an ihre Werke zu legen. Anders gesagt, wir wollen nicht verhehlen, dass wir an dieses Geschlecht von Werdenden mit Anforderungen herantraten, denen leider auch die Fertigen, Allzufertigen, nur teilweise zu entsprechen pflegen. Proben, welche die Daseinsberechtigung der besprochenen Auslese ergeben, sind geliefert worden. Um aber jeden Zwei-

fel zu beheben und den Leser mit einem reinen künstlerischen Eindruck zu entlassen, schliesse unser Bericht mit der vollständigen Wiedergabe eines dichterischen Gebildes von kostbar eigenartigem Werte. Dass gerade dieses Gedicht, oder besser diese Suite von Gedichten, aus der Feder einer Frau herrührt, diene mir auch zur Entschuldigung dafür, dass in der vorstehenden Besprechung mit der beliebten Sitte gebrochen wird, die „Frauendichtung", gleichsam als eine Sache sui generis, gesondert zu betrachten.

Stille.

Von Hedda Sauer.

I.

Ich horche hinaus, horche so lange schon auf Deinen Schritt
Und höre nur fremdes Leben, fremden Tritt.
Sehe Gesichter, auf denen kein Glanz Deines Lächelns liegt,
Sehe Gestalten, an die sich niemals Dein Arm geschmiegt.
Sehe breite, lange Wege, deren Ziel Dein Haus nicht ist,
Und grüner Bäume Wolken, die nicht Dein Blick durchmisst.
Blauen Fliederbusch, der im Windhauch wie Amethyst erklirrt,
In den sich niemals, niemals Dein dunkler Blick verirrt . . . .
Ich horche hinaus, so lange, lange auf Deinen Schritt —
Und höre nur fremdes Leben, fremden Tritt.

II.

Eine Uhr, die stet und laut geschlagen,
Hat eine Hand gehemmt,
Vor klagende Süsse und süsses Klagen
Den Riegel gestemmt. — — —

Alle Schiffe sind im Hafen
Und ohne Wacht,
Die ganze Welt ist eingeschlafen
In der leblosen Nacht.

Die Sterne fallen ins Gelände,
Es ist mir fast,
Als ob das Herz auch stille stände
In des Schweigens Last.

III.

Stille, Stille. Fern hat ein Hund gebellt.
Am Himmel ein Glanz von tausend Jugendnächten,
Duftumstellt, blumen- und baumumstellt
Das Zimmer, um das sich blanke Rosen flechten.
Drunten blüht ein blasses Perlenrund,
Feucht und taukühl sind die Gartenbänke,
Fern im Dorfe bellt ein Wächterhund,
Und mir ist, als ob ich Sehnsucht tränke.

IV.

Die Zeit ist da, doch zögert die Dunkelheit,
Hängen blieb das Abendrot in der Büsche Lieblichkeit,
Und der Atem der Nacht hat den schwelenden Docht,
Hat die Pfingstrosen nicht zu löschen vermocht.
Die Stille, die ringsum jedem Laut das Sterben gebot,
Löscht ein Herz nicht, das laut ist und rosenrot.

II. German School Reform. Reply.

To the Editor of
"Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik."

In reply to Professor Prokosch's review, in your February number, of my article on "German School Reform", in the Wisconsin Journal of Education, I wish first to state that my contribution itself contained nothing which I desire to amend or modify in any way. Unfortunately, however, the form in which it appeared is open to criticism, and at least those strictures of Professor Prokosch on the omission of the bibliography, the editorial note in the September number, and the change of title in the October number are fully justifiable. For these things, however, I cannot accept the responsibility. May I present (with the consent of Professor O'Shea) a bit of documentary evidence in substantiation of this fact?

September 1, 1908.

Prof. S. H. Goodnight,
University of Wisconsin,
Madison, Wisconsin.

Dear Mr. Goodnight:—

The first installment of your article appears in the September issue of the Journal, which is just coming from the press. I think I wrote you when I sent the manuscript to the printer